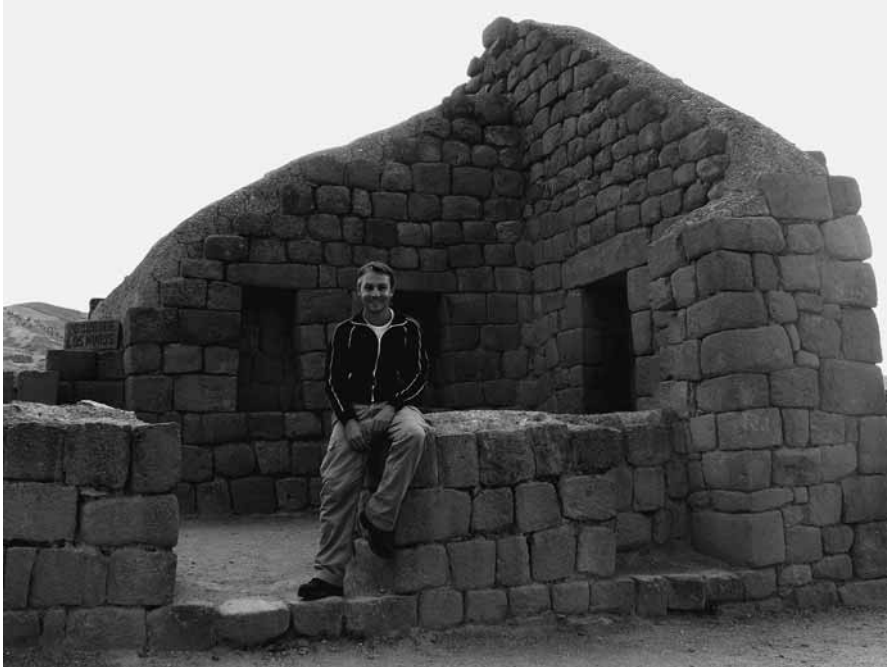


aus Deutschland



Stipendien-Aufenthalt in Ecuador

vom 07. November bis 19. Dezember 2008

Reiche Steine, armes Land – Archäologie als Entwicklungshilfe

Von Florian Stein

Ecuador, vom 07. November bis 19. Dezember 2008



Inhalt

1. Zur Person	382
2. Einleitung: Die ewige Liebe	382
3. Pompeji liegt im Regenwald	383
4. Auf dem Weg nach Cochasqui: Ein Selbstexperiment	386
5. Von der Grabung in den Hörsaal	390
6. Luxushotel im Inkapalast	391
7. Selbsthilfe wirkt	394
8. Kommunisten im Trockenwald	396
9. Der Präsident trägt Flip-Flops	398
10. Straße der Muscheln	400
11. Raubgräber und Quellengötter	402
12. Epilog: Archäologie und Identität	406
13. Dankeschön	407

1. Zur Person

Florian Stein, Jahrgang 1981, entdeckte früh seine Leidenschaft für alte Steine.

Als Ausgrabungshelfer schaufelte er während seines Zivildienstes römische Villen im Rheinland frei, lieferte sich Verfolgungsjagden mit Raubgräbern und schleppte bei Regen und Schnee kistenweise uralte Scherben ins Fundarchiv. Das alles schreckte ihn trotzdem nicht davon ab, Klassische Archäologie, Geschichte und Kunstgeschichte in Bonn und im – etwas wärmeren – Sevilla zu studieren. Seine journalistische Karriere begann er schon zur Schulzeit bei den „Eifeler Nachrichten“. Während des Studiums schrieb Florian Stein als freier Mitarbeiter für die dpa, unter anderem über die spannendsten archäologischen Neufunde im Rheinland. Weitere Stationen waren Hospitanzen und Praktika beim P.M.-Magazin, Radio Bonn/Rhein-Sieg und der WDR Servicezeit: Mobil. Als Redakteur bei muehlhaus & moers kommunikation betreut er unter anderem die Zeitung „Welternährung“ der Welthungerhilfe. „Archäologie als Entwicklungshilfe“ oder „Arqueología social“ wie es in Südamerika heißt, ist deshalb ein sehr persönliches Thema.

2. Einleitung: Die ewige Liebe

Seit 8.000 Jahren liegen sie hier eng umschlungen im Sand nicht weit von der Küste Ecuadors: Wegen der besonderen Beschaffenheit des Bodens haben sich die Knochen des Liebespaares wunderbar erhalten. Die Skelette gehören zu einer der frühesten Kulturen Amerikas, der so genannten Las Vegas-Kultur. Immer noch befinden sie sich genau an der Stelle, wo ihre Angehörigen sie um 6.000 vor Christus zusammen mit einigen Felsbrocken bestatteten. Heute sichern jedoch Glasvitrinen und Security-Männer die „Amantes de Sumpa“. Weitere Mitglieder des uralten Volkes, von dem sich außer ihren Skeletten fast nichts erhalten hat, sind gleich daneben: Ganze Großfamilien, deren Knochen bei der Bestattung ordentlich nach Funktion sortiert wurden – Schädel links, Rippen rechts, Oberschenkelknochen daneben aufgestapelt wie ein Haufen Holz im Baumarkt. Was waren das für Menschen, welche Vorstellungen über das Jenseits hatten sie? – fragt sich der Besucher vor den Vitrinen unwillkürlich.

Sumpa ist nur eine von unzähligen archäologischen Stätten Ecuadors, einem der vielfältigsten südamerikanischen Staaten, das eigentlich aus drei Ländern besteht: Dem immerfeuchten, tropischen Regenwald, dem teils klirrend kalten Andenhochland und der staubigen, von Mangrovenwäldern durchsetzten Küste. Die geografische Vielfalt Ecuadors ist ein Grund dafür,

weshalb seit Jahrtausenden die unterschiedlichsten Völker hier siedelten. Zwar hinterließen sie keine monumentalen Steinkonstruktionen wie etwa die Inka in Peru oder die Maya in Mittelamerika. Trotzdem ist die ecuadorianische Archäologie etwas Besonderes und Faszinierendes: Seefahrer segelten von hier mit ihren Flößen bis zu den tausend Kilometer entfernten Galapagosinseln. Im Glauben, der Sonne besonders nahe zu sein, legte ein rätselhaftes Volk auf mehr als 3.000 Höhenmetern einen riesigen Pyramidenkomplex an. Und im Dschungel fertigten Kunsthandwerker mit großem Geschick riesige, fantasievolle Tongefäße mit angesetzten Gliedmaßen, die Mischwesen aus Mensch und Tier darstellen.

Aber was bringen all diese Relikte der Vergangenheit einem Land, in dem fast die Hälfte der Einwohner weniger als 2 US-Dollar pro Tag zum Leben hat? Wo eineinhalb Millionen Kinder auf den Bananenplantagen der Großgrundbesitzer oder als Straßenverkäufer arbeiten müssen? Und dessen Urbewölkerung immer noch mit extremen sozialen Ungerechtigkeiten zu kämpfen hat? – sehr viel, wie ich auf meiner sechswöchigen Reise durch Ecuador herausfinden konnte!

3. Pompeji liegt im Regenwald

Zwanzig Flugminuten von der Andenmetropole Quito aus in Richtung Osten reißt die Wolkendecke auf, und das endlose Flusssystem des Rio Napo taucht auf, eines Nebenstromes des Amazonas. Puerto Francisco de Orellana – benannt nach dem Konquistador, der von hier zum Amazonas aufbrach, war noch vor dreißig Jahren eine unbedeutende Ansammlung von Hütten. Allenfalls ein paar abenteuerlustige Touristen verirrten sich dort hin, die Hälfte der Einwohner verstand kaum mehr Spanisch als die meisten deutschen Touristen auf Ibiza.

Die Entdeckung von Öl in der Gegend gab jedoch den Startschuss für eine zweite Konquista des Urwaldes, die wesentlich nachhaltiger war als die erste vor fünfhundert Jahren. Menschen aus allen Teilen des kalten Hochlandes, der Küste Ecuadors und anderen Ländern Lateinamerikas folgten dem Ölboom und fanden Arbeit bei den Bohrungen, bei der Wartung der Ölpipeline, eröffneten Geschäfte, Bars und Bordelle. In alle Richtungen expandierte die Siedlung, die heute rund 20.000 Einwohner hat. Den Rio Napo überspannt mittlerweile eine Brücke, auf der sich ein endloser Strom von Ölfahrzeugen in Richtung Urwald schiebt.

Auf dem winzigen Flughafen der Stadt landen mehrmals täglich Chartermaschinen der staatlichen ecuadorianischen Airline TAME. Als erstes streifen die Fluggäste dort ihre dicken Jacken ab, die sie noch eine Stunde zuvor,

beim Abflug in Quito, bitter nötig hatten. Ein chinesischer Unternehmer mit Anzug, dessen Sohn gleich mitgereist ist, lockert erstmal seine Krawatte, und kontrolliert noch in der Wartehalle, ob die teuren Messinstrumente in seinen Holzkisten den Flug unbeschadet überstanden haben.

Wer bei den Ölgesellschaften arbeitet, hat es einfach, weiterzukommen: Eine gut ausgebaute Straße führt von hier aus Richtung Norden, nach Lago Agrio an der kolumbianischen Grenze. Sie dient hauptsächlich der Wartung der Ölpipeline, die parallel zur Straße läuft und sich in Lago Agrio teilt: Ein Zweig führt Richtung Norden nach Kolumbien, der andere nach Westen über die Anden und bis an den Pazifik, wo in der Hafenstadt Esmeraldas die Tanker warten.

Wer jedoch zu einer Siedlung gelangen möchte, die abseits dieser Piste im Dschungel liegt, hat es ungleich schwerer. Fast die einzige Möglichkeit sind die gelben Allradtaxi, die hupend gegenüber dem Busbahnhof warten. Emblem der Taxikooperative von Puerto Francisco de Orellana ist ein Speer schwingender Ureinwohner mit hoch gebundenem Penis, im Hintergrund das Flusssystem des Rio Napo und ein Förderturm, aus dem Öl in die Luft spritzt.

Ein Grund, die Ölstraße zu verlassen und über Schlaglochpisten tief in den Dschungel zu fahren, liegt rund zwei Stunden von der Ölboomtown entfernt. Auf dem Weg dorthin kreuzen Fahrzeuge der Ölfirmen den Weg, der abseits der Hauptstraße katastrophal schlecht wird. Es geht über Schotterstraßen, durch Flussläufe, vorbei an bettelnden Straßenkindern. Immer wieder springen unangekündigte Mitfahrer auf die Ladefläche hinten und klopfen in ihrem Dorf wild an die Trennscheibe des Pick-Ups.

Schließlich führt nur noch ein schmaler, matschiger Pfad zu der in den Fluss ragenden Halbinsel, auf der sich unser Ziel befindet: Hier ist das ecuadorianische Pompeji. Vor mehr als 30 Jahren bauten Kapuzinermönche im damals noch völlig von der Zivilisation abgeschnittenen Urwald eine Missionsstation mit einer Schule auf und unterrichteten die Kinder der umliegenden Dorfgemeinschaften auf Spanisch.

In der Umgebung der „Pompeya“ genannten Missionsstation wurde zwar keine Stadt vom Ascheregen verschüttet. Doch immer wieder fanden die Mönche bei ihrer Arbeit erstaunliche Relikte untergegangener Zivilisationen, darunter kunstvoll bemalte, riesige Gefäße mit angesetzten Armen und Beinen, die ursprünglich als Knochenbehälter dienten. Die Mönche wollten die Kunstgegenstände vor der Zerstörung oder dem Verkauf in ausländische Sammlungen bewahren. In ihrer Missionsstation gründeten sie deshalb in den 1960er Jahren das Centro de Investigaciones Culturales de la Amazonia Ecuatorial (CICAME), zu dem auch ein Museum gehört.

Nach dreimaligem Klingeln öffnet eine Schwester in einer schmutzigen grauen Kutte und weißen Stützstrümpfen lustlos die Tür. Ohne die Besu-

cher anzuschauen, spult sie ein paar auswendig gelernte Informationen zu den prächtigen Ausstellungsgegenständen ab. Diese sind teilweise fast nicht zu sehen, weil die Museumsvitrinen in der feuchten Urwaldluft mit Kondenswasser beschlagen sind. Kaum ist die Hälfte der Ausstellung erreicht, da geht auch schon das Licht aus, und die Schwester scheucht die Besucher wieder zum Ausgang.

Draußen setzt indessen der tropische Dauerregen ein. Papageien, die im Innenhof des trostlosen Hauses in einem Strauch sitzen, fangen fürchterlich an zu schimpfen. Eine zweite Schwester kommt mit einem Stapel frischer Wäsche aus einem Seitenflügel in den Innenhof. Auch sie erweist sich als wenig kooperativ, ihre Antwort auf die freundliche Frage, wie lange sie schon in der Mission sei: „Bestimmt ein Weilchen“.

Selbst überdurchschnittlich an Archäologie interessierte Touristen werden unter solchen Umständen auf die Probe gestellt. Doch auf dem Weg zurück zum Taxi tritt der freundlich lächelnde Pfarrer Franklin Carpio aus dem Haus. Er ist der Leiter der Station und unterrichtet gerade kolumbianische Priesteranwärter in praktischer Missionsarbeit. „Wir wissen schon, dass sich hier noch viel tun muss, um diesen Ort zu einem Anziehungspunkt zu machen und so dafür zu sorgen, dass die Ausstellungsgegenstände die Aufmerksamkeit bekommen, die sie verdienen“, gibt der Kapuziner zu. Hauptproblem: Von der Regierung komme keinerlei Unterstützung. Auch falle die Stromversorgung oft aus. Das wichtigste Problem aber sei die Anbindung, sagt Franklin Carpio. Es ist offensichtlich: Eine zweistündige, strapaziöse Anfahrt nehmen nur Besucher mit einem sehr speziellen Interesse auf sich.

Doch der Priesterlehrer hat Hoffnung, dass sich die Verkehrsverbindungen in der Region schon bald verbessern werden: Durch das Projekt „Multimodale Achse Manta-Manaus“, das den Transport brasilianischer Güter von Manaus bis an die ecuadorianische Pazifikküste ermöglichen soll. Geplant ist dafür eine 800 Kilometer lange Schnellstraße vom Pazifik bis Puerto Francisco de Orellana. Dort sollen die Container auf Schiffe verladen und über den Fluss Napo und den Amazonas bis nach Manaus transportiert werden. Das Projekt würde Containerschiffen den Umweg über den Panamakanal ersparen. Ob das Projekt, an dessen Finanzierung die Regierungen von Brasilien und Ecuador arbeiten, bis 2011 realisiert werden kann, ist noch unsicher. Jedenfalls würde Puerto Francisco de Orellana damit zu einer wichtigen Handelsdrehscheibe: Sowohl der Flusshafen, als auch die Straßenverbindungen müssten ausgebaut werden. Auch für Touristen würden die Stadt und die Gegend wesentlich leichter erreichbar. „Alles gute Gründe für das Projekt“, meint Franklin Carpio.

Ganz anderer Meinung ist die Journalistin Milagros Aguirre, die sich als Redakteurin der Tageszeitung „Hoy“ im fernen Quito für die Ureinwohner

der Region und die Erhaltung ihrer Kultur einsetzt. „In einigen abgelegenen Dorfgemeinschaften leben die Indios immer noch so wie vor hunderten von Jahren und konnten ihre Bräuche und ihre Religion erhalten. Für diese Kulturen bedeutet es das Aus, wenn diese Gegend mit einem Schlag in unsere Vorstellung von Zivilisation gerückt wird. Das ist schrecklich, ganz abgesehen von den Auswirkungen auf die Natur!“ bedauert sie mit ihrer vom Rauchen kratzigen Stimme und wirkt gleichzeitig sehr müde. „Die Dörfer werden ihre kulturelle Einzigartigkeit verlieren“. Ihrer Meinung nach ist es viel wichtiger, den individuellen Tourismus zu fördern.

Die Zweifel sind verständlich. Hinzu kommen die extremen Auswirkungen, die ein solches Projekt auf noch intakte Teile des Regenwaldes hätte, die bisher vom Ölboom verschont worden sind. Doch von den wenigen Backpackern, die sich bislang auf Abenteuer tour hierhin verirren, profitieren nur wenige. Mit einer „Panamazonica“ dagegen würden sich die Verbindungen in den Urwald und damit auch die Möglichkeiten für Touristen, die einzigartigen Kunstwerke im Museum von Pompeya zu sehen, drastisch verbessern.

Nicht nur hier im Urwald – auch in anderen Teilen Ecuadors ist der schwierige Zugang zu den archäologischen Stätten eines der Hauptprobleme, die eine weitere Entwicklung des Tourismus behindern.

4. Auf dem Weg nach Cochasqui: Ein Selbstexperiment

Seit mehr als einer halben Stunde stehe ich schon an dieser Straßenecke irgendwo in den Anden und warte darauf, dass mich ein Taxi oder ein Kleinbus nach Cochasqui mitnimmt. Prospekte des Tourismus-Ministeriums preisen die Pyramidenstadt als eine der Hauptattraktionen der nördlichen Anden-Hochebene. Das Problem ist: Man kommt einfach nicht hin.

Um acht Uhr morgens hatte ich den Bus im nahe gelegenen, relativ wohlhabenden Andenstädtchen Otavalo genommen. Vergebens hatte sich der Beifahrer immer und immer wieder aus der Tür gehangen und das Fahrtziel „Quito! Quito!“ hinausgebrüllt, während der Busfahrer sein Gefährt in halsbrecherischem Tempo die Anden hinaufpeitschte. Nur fünf Fahrgäste inklusive mir waren in dem Bus, allesamt Ureinwohner (Indígenas): Die Männer mit Poncho, Frauen in bunten Röcken, beide Geschlechter mit langen, schwarzen Zöpfen und dunklen Filzhüten. Fünf Fahrgäste sind zu wenig, beschloss der Busfahrer, schmiss uns zehn Kilometer nach dem Ortsausgang von Otavalo wieder raus und machte kehrt, um erneut zu versuchen, genügend Fahrgäste für die ganze Strecke nach Quito einzusammeln.

An einer zugigen Raststation am Berghang, wo Verkäufer mit Früchten, Getränken und allen möglichen Utensilien am Straßenrand lagerten und Cuys (Meerschweinchen) ihre zarten Pfoten auf Grillrosten drehten, mussten wir auf den nächsten Bus warten. Nach zehn Minuten bog er um die Ecke, kurvte vorsichtig an einer Demonstration von Ureinwohnern vorbei, die hier in Trachten und mit bunten Plakaten auf ihre Situation aufmerksam machten, und ließ mich wiederum an der Kreuzung raus, wo ich jetzt stehe. Ein Polizist mit seinem blitzsauberen, weißen Motorrad und Sonnenbrille bewacht hier die Kapelle der Jungfrau von Toachi. Ihre Statue mit rosa Kleid erhebt sich über einer hellblauen, künstlichen Felslandschaft. Hier soll die Abzweigung nach Cochasqui sein, es kann eigentlich nicht mehr weit sein. Mittlerweile ist es schon zehn Uhr.

„Fast jede Woche gibt es Demonstrationen der Indígenas“, berichtet der junge Motorradpolizist. Auch gewaltsame Ausschreitungen seien keine Seltenheit. Obwohl es den Hochlandindios doch wesentlich besser ginge als ihren Verwandten im Urwald, sagt er und schüttelt den Kopf. Er will mir noch mehr über die Situation der Indígenas erzählen, aber da rumpelt ein gelber Kleinbus um die Ecke, der vollständig mit biblischen Sprüchen bedeckt ist. „Großes Glück“, ruft der Polizist zum Abschied, an dieser Ecke kämen nicht oft Busse vorbei: Trotz seiner Bedeutung für das kulturelle Erbe Ecuadors scheint Cochasqui nicht viel besser erreichbar zu sein als die Missionsstation im Dschungel.

Im Bus hat auf dem Dreiersitz vorne gleich die ganze Familie des Fahrers Platz genommen. Über eine steile Andenstraße, von deren einstiger Pflasterung noch ein paar sporadische Steine übrig geblieben sind, schaukelt der Bus hoch Richtung Cochasqui. Kaum sind wir außer Sichtweite des Polizisten, darf der 16-jährige Sohn des Busfahrers das Steuer übernehmen, während sein Vater sich eine Zigarette ansteckt. Über allem wacht ein Bild von Che Guevara neben einem blinkenden Mobile von Heiligenbildchen, das im Takt der rhythmischen Sanjuanitos-Klänge mitschaukelt. An einer unscheinbaren Abzweigung, wo ein halb überwuchertes Schild den Weg zur Ruinenstätte weist, bremst die Familie kurz ab und winkt mich raus: „Da oben!“

Das letzte Wegstück muss ich also zu Fuß zurücklegen. Es geht steil bergauf.

Ein Bachbett am Wegrand ist voller Plastikflaschen, die Autofahrer geworfen haben. Ein einsamer Bauer schnitzt vor seiner baufälligen Hütte ein Stück Regenrinne zurecht und verbrennt feuchtes Gestrüpp, dessen beißender Rauch über die Straße zieht. 3.000 Höhenmeter zwingen alle zwanzig Meter zu einer Verschnaufpause. In der Ferne, weiter oben bergauf, sind endlich die ersten Pyramiden zu sehen. Immer wieder brettern Jeeps und Allrad-Pickups den Weg hinauf, in denen Fahrer mit schwarzen Schnauz-

bärten und Touristen mit Sonnenbrillen und Baseballkappen sitzen. Keiner scheint auf die Idee zu kommen, mit öffentlichen Verkehrsmitteln hier hinzufahren. Nach zwanzig Minuten ist endlich der Eingang des archäologischen Parks erreicht.

Insgesamt hat die Fahrt nach Cochasqui vom nur 30 Kilometer entfernten Otavalo fast drei Stunden gedauert. Doch es hat sich gelohnt. Ein großartiges Panorama breitet sich hier oben aus: 15 Lehmpyramiden stehen dicht nebeneinander, bis zum Horizont türmen sich die Berge auf, über denen langsam die Nachmittagswolken aufziehen.

Die größte Pyramide des insgesamt 84 Hektar großen Gebietes ist 20 Meter hoch, oben erstreckt sich eine Plattform von 80 mal 90 Metern, auf die eine 200 Meter lange Rampe hinaufführt. Benannt ist die Pyramide nach dem deutschen Archäologen Max Uhle, der hier Anfang der 1930er Jahre zuerst Grabungen durchführte. Ebenso wie die anderen Pyramiden diente sie wahrscheinlich zeremoniellen Zwecken: Wofür genau, ist noch unklar. Manche mutmaßen, die Pyramiden hätten astronomischen Beobachtungen gedient. Mit einer Ausdehnung von insgesamt 84 Hektar handelt es sich jedenfalls um eine der größten Anlagen der nördlichen Anden: „Ein Machtzentrum, das zeigt, dass hier schon lange vor der Ankunft der Spanier bedeutende Königreiche existierten“, schreibt der ecuadorianische Archäologe Eduardo Almeida Reyes in seinem Standardwerk „Monumentos Arqueológicos del Ecuador“. Und nicht nur das: Die Keramikfunde, die teils aus weit entfernten Orten an der Pazifikküste stammen, legen nahe, dass die Stadt eine überregionale Bedeutung als Kulturzentrum hatte.

Die Andensonne brennt, gleichzeitig weht ein trügerischer, eiskalter Wind. Mehrere runde Lehmhütten, die der traditionellen Indígena-Architektur nachempfunden sind, bilden den Eingang zum archäologischen Park. Hier warten die beiden Führer Fatima Arias und Octavio Herrera, die die Besucher vorbei an meterhohen Kakteen durch die Anlage führen. Schwarze Kötter bedecken den dünnen Grasboden, Lamas fliehen zur Seite. Die größte Pyramide ist in zwei Hälften geteilt. „Max Uhle ließ 1933 die Pyramide von einem Kanal durchschneiden“, erklärt Fatima. Dabei stieß er auf einen grausigen Fund: Mehr als 600 Menschenschädel tauchten im Fundament der Pyramide auf – wahrscheinlich geopfert Kriegersgefangene, deren Knochen dem Bauwerk Segen bringen sollten.

Wir gelangen zum neuen, fast fertig gestellten Museum. Besucher dürfen eigentlich noch nicht hinein, aber für den Gast aus Deutschland machen die beiden eine Ausnahme. Die meisten Fundstücke sind noch in Kartons und Plastiksäcken verpackt, doch in der Mitte des Raumes steht schon ein anschauliches Gipsmodell, dass die Stadt zu ihrer Blütezeit zeigt.

Das Museumsgebäude ist aus dem gleichen Material wie die Pyramiden gebaut, einer Mischung aus Lehm, Wasser und Tierdung, erklärt Octavio mit wachen Augen. Er lebt mit seiner Frau und drei Kindern in Quito. Je länger er über die Pyramiden und die ausgestellten Fundstücke spricht, desto begeisterter wird sein Ton. Schon 500 vor Christus – fast 1.500 Jahre, bevor die Inkas hier eindringen, sei das Gebiet besiedelt gewesen.

Die tiefrote Farbe des Lehmbodens der Plattformen auf den Pyramiden hätten frühere Besucher für Blutreste von Menschenopfern gehalten. Das sei aber falsch, berichtet Octavio, vielmehr solle es sich um Ablagerungen von mineralienhaltigem Wasser handeln. „Ursprünglich befanden sich Wasserbecken auf den Pyramiden, in denen sich die Sterne spiegelten“, meint der 40-jährige Führer, der seit 13 Jahren in Cochasqui arbeitet.

Octavio verdient für ecuadorianische Maßstäbe überdurchschnittlich gut. Rund 700 US-Dollar netto bleiben ihm und seiner 4-köpfigen Familie im Monat – 2008 betrug das Bruttoinlandsprodukt des zweitärmsten Landes Südamerikas pro Einwohner nur rund 3.600 US-Dollar. „Ich kenne viele, die nur einmal am Tag essen können, weil sie sich einfach nicht mehr leisten können. Um überhaupt genug Lebensmittel zum Essen zu haben, bauen die meisten auf einem kleinen Stück Land noch zusätzlich Obst an“, berichtet Octavio, und zieht den Kragen seiner blauen Regenjacke etwas höher, denn im Schatten ist es bitterkalt.

Wer einen Job sucht, hat hier oben kaum Auswahlmöglichkeiten. Einer der wenigen Wirtschaftszweige, die Wachstum verzeichnen, ist der Anbau von Blumen für den Export. Die Düngemittel und Pflanzenschutz-Chemikalien machen jedoch viele Gärtner krank. Umso glücklicher ist Fremdenführer Octavio, der sogar sein Hobby zum Beruf machen konnte.

26 Leute arbeiten insgesamt in Cochasqui: Als Fremdenführer wie Octavio und Fatima, Wissenschaftler, Wachpersonal, Gärtner und Hausmeister. Allerdings finden bislang nur etwa 10.000 bis 12.000 Touristen pro Jahr den Weg zu der abgelegenen Stadt – sehr wenig, gemessen an der Bedeutung des Ortes. Nach und nach solle deshalb jetzt das Marketing verbessert werden. Auch eine Internetseite sei in Arbeit, so Octavio.

Er ist davon überzeugt, dass die Pyramidenstadt nicht zufälligerweise in der Nähe des Äquators angelegt wurde – ganz in der Nähe von der Stelle, wo die Geodätische Kommission der Pariser Akademie der Wissenschaft im Jahr 1736 zum ersten Mal die Äquatorlinie bestimmt hatte. „Schon die Ureinwohner Ecuadors wussten, dass sie sich so nahe an der Sonne befinden wie kein anderes Volk!“, versichert der Führer. Die Pyramiden hätten als astronomische Beobachtungsstandorte gedient, hier hätten die Priester mit Hilfe der Sterne die beste Zeit zur Saat, Ernte oder für die Jagd bestimmt, meint er, und fügt hinzu: „Das ist ein magischer Ort!“

5. Von der Grabung in den Hörsaal

Eine schöne Geschichte – aber was ist daran wahr? Wie oft in Ecuador ist es für den Außenstehenden schwer zu bestimmen, wo wissenschaftliche Ergebnisse enden und Patriotismus und Fantasie beginnen. „Das Problem ist einfach, dass das Geld für mehr ernsthafte Forschungen fehlt“, sagt Professor Ernesto Salazar von der Universidad Católica de Quito, einer der führenden Altertumsforscher des Landes.

An seinem Arbeitsplatz, dem Centro Cultural der Hauptstadtuniversität, häufen sich tausende Scherben, geordnet nach Herkunftsort, auf den Tischen. Plastikabbildungen von Menschenschädeln liegen im Regal. Vor dem Fenster verschwindet der 4.500 Meter hohe „Hausberg“ Pinchincha schon zur Mittagszeit im Dunst. An der Wand hängt die Reproduktion eines alten Kupferstichs, der einen Indígena zeigt. An einer Binde, die um seinen Kopf geschnallt ist, trägt er einen Stuhl auf dem Rücken. Darauf sitzt ein Forscher, der in ein wissenschaftliches Buch vertieft ist, während der Indígena ihn die steilen Steintreppen eines Inkapfades hinaufträgt. „Nicht alle Forscher waren so. Alexander von Humboldt hätte sich das nie gefallen lassen!“, sagt Salazar lächelnd. Der Professor hat schwere Stiefel und eine Regenjacke an, obwohl draußen noch die warme Äquatorsonne scheint. Er sieht aus, als sei er geradewegs vom Grabungsfeld in die Uni gekommen.

Der Forscher fuchtelte mit den Händen, wenn er in dem für Quito typischen Singsang von seinen neuen Projekten spricht: Nicht weit von der Hauptstadt entfernt hat Salazar auf einem Höhenrücken der Anden mehrere Pucará (Festungsanlagen) aus der Zeit vor den Inka ausgegraben, die wiederum kurz vor Ankunft der Spanier fast ganz Ecuador unterwarfen. Ähnlich wie im Europa der Bronzezeit, herrschten mehrere kleine Fürsten über die ecuadorianischen Andengebiete. Ihre Anführer nennt der Wissenschaftler „Señores“. Diese trieben regen Handel mit den Dschungelgebieten, der Küste und sogar mit den weit entfernten, mittelamerikanischen Hochkulturen.

Die Ecuadorianer arbeiten hier mit zwei amerikanischen Hochschulen zusammen. US-Studenten zahlen mehrere tausend Dollar, um sich einige Wochen an den Grabungen zu beteiligen und das Archäologenhandwerk zu lernen. Auch Rentner auf der Suche nach dem Abenteuer machen mit: Beispielsweise pensionierte Ingenieure, die alte Wege und Gebäude vermessen. Oder Verwaltungsbeamte, die noch keine Lust auf ihren Ruhestand haben und stattdessen ehrenamtlich bei der Logistik der Grabungskampagnen helfen. Preis für fünf Wochen als „Indiana Jones“: 4.100 US-Dollar inklusive Unterkunft und Verpflegung.

„Natürlich ist es ungeheuer wichtig für uns, dass die Grabungsstätten für den Tourismus genutzt werden. Denn dieser direkte Nutzen ist ein wichtiges

Argument der Regierung, unsere Grabungen weiter zu unterstützen“, sagt Salazar, aber: „Bevor wir Touristen zu halb ausgegrabenen Stätten schicken, ist es wichtig, fundierte wissenschaftliche Informationen darüber zu haben!“ Wissenschaftler müssten deshalb zuerst die Gelegenheit bekommen, zu forschen und zu publizieren. Erst im zweiten Schritt könnten die Einheimischen dann aus den Ergebnissen lernen und sie beispielsweise den Besuchern als Touristenführer näher bringen, meint Salazar.

Was ihm besonders wichtig ist: „Archäologische Stätten sollten immer öffentlich sein, nicht in Privatbesitz. Nur so kann sichergestellt sein, dass möglichst viele Ecuadorianer davon erfahren, und sich für ihren Erhalt einsetzen, statt nur wirtschaftliche Interessen im Auge zu haben“. Hierbei denkt der Archäologe vor allem an eine historische Stätte: Die „Inca-Hacienda“ südlich von Quito.

6. Luxushotel im Inkapalast

Durch saftige, grüne Wiesen führt der Weg auf den gewaltigen Berg Cotopaxi zu – einer der höchsten aktiven Vulkane der Welt –, dessen Gipfel in den Wolken verschwindet. „Die Form des Cotopaxi ist die schönste und gleichförmigste aller kolossalen Gipfel der hohen Anden. Sein perfektes Haupt ist bedeckt von einer dicken Schneedecke, die bei Sonnenuntergang so brillant scheint, als sei er eingefärbt vom Blau des Himmels“, schrieb Alexander von Humboldt hier im Jahr 1820.

Donner hallt durch die 3.000 Meter hoch gelegene Ebene. Doch es ist nicht der Cotopaxi, der da grummelt. Jetzt, mittags, hat die Temperatur in Wolkenhöhe noch nicht den Gefrierpunkt erreicht – deshalb schießen die Bauern Raketen in die Luft. Damit wollen sie erreichen, dass die Ladung der Wolken als Regen herunterkommt und nicht später als Hagel, der die Ernte zerstören würde.

Von weitem ist die alte Hacienda nichts weiter als eine Ansammlung gut befestigter, dunkler Steinhäuser. An manchen Stellen blättert der Putz ab, einige Räume in den äußeren Trakten scheinen leer zu stehen. Doch die Hacienda San Agustín de Callo ist einer der geschichtsträchtigen Orte von Ecuador.

Gebaut im 15. Jahrhundert als Palast oder Festung von den nach Norden vorrückenden Inkas, verwandelten die Augustiner die Gebäude nach der Konquista in ein Kloster. Hier, im Schatten des rauchenden Vulkans, übernachteten Mitarbeiter der französischen geodätischen Expedition ebenso wie der englische Bergsteiger Edward Whymper und eben Alexander von Humboldt, der über die Gebäude schrieb: „Ich war beeindruckt von der

Gleichförmigkeit der Konstruktion, die ein typischer Zug aller peruanischer Monumente ist“ (mit peruanisch ist hier Inka-zeitlich gemeint). 1921 erwarb General Leonidas Plaza Gutierrez die Hacienda – ein Anführer der liberalen Revolution und zweimaliger Präsident von Ecuador. Seitdem ist die Hacienda in Familienbesitz geblieben, und gehört heute der Urgroßtochter des Generals, die das Anwesen in ein Luxushotel umgewandelt hat.

Ihr Manager Byron Samaniego begrüßt die Besucher in schwarzen Lackschuhen und mit aufgeknöpftem Karohemd. „Kommen Sie, kommen Sie“, lädt uns der Gutsverwalter ein. Große Teile der Gebäude, die sich um einen weitläufigen Innenhof gruppieren, bestehen aus perfekt erhaltenen Inkawänden. Aus den schwarzen Vulkanwänden des Speiseraumes ist ein großes Fenster ausgespart. Dieses bietet einen großartigen Blick auf den schneebedeckten Cotopaxi, wenn der Berg nicht gerade unter Wolken versteckt liegt. „Die Mauer war eingestürzt, beim Wiedererrichten in der Kolonialzeit wurde das Fenster dann freigelassen“, erklärt Byron, die Veränderungen am Bauwerk beinahe entschuldigend. Tatsächlich hatte das Inkagemäuer im ursprünglichen Zustand keinerlei Fenster. Nur durch die Tür, die schwere Steinquader einfassen, drang Tageslicht. In den Wandnischen, in denen heute weiße Kerzen stehen, standen einst Götterfiguren oder hingen die Waffen besiegtter Feinde als Trophäen.

Im Gang zu einem weiteren, komplett erhaltenen Raum der Anlage, hängen riesige, ausgestopfte Stierköpfe mit eingesetzten Glasaugen: Der Vater der Gutsbesitzerin war nicht nur Kongressabgeordneter und ein bedeutender Politiker wie seine Vorfahren, sondern auch ein begeisterter Hobby-Stierkämpfer. Der Raum, in den wir gelangen, wurde zu einer Kapelle umfunktioniert. Ein Altar steht vor der Mauer, in den dreieckigen, dunklen Wandnischen stehen eine Christusfigur, Maria und ein Heiliger. Eine ganz besondere Atmosphäre strahlt dieser Raum aus. Manche kommen nur zum Meditieren. Oder zum Heiraten: Ein japanisches Paar war so beeindruckt, dass es gleich seine Hochzeit hier feierte. Für die Zeremonie wurde extra ein Übersetzer aus Tokio eingeflogen.

Im kunstvoll angelegten Garten plätschert ein schwarzer, aus Vulkangestein gebauter Brunnen, dessen Steine mit Inka-Symbolen verziert sind. Ein Gärtner stutzt den englischen Rasen, ein weiterer Angestellter, bekleidet mit Overall und Gesichtsmaske, behandelt die Jahrhunderte alten Mauern mit einer Chemikalie und anschließend mit dem Hochdruckreiniger – keine sehr schonende Methode. Aber Gäste eines Vier Sterne-Hotels könnte Moos auf den Wänden natürlich stören.

Zwei einheimische Helferinnen, die mit ihren schwarzen Röcken und weißen Schürzen fast wie Nonnen aussehen, schmücken die schwarzen Basaltblöcke der Inkas mit Weihnachtsdekoration.

Draußen fängt es an, in Strömen zu regnen – die Schießerei hat anscheinend gewirkt. Währenddessen gelangen wir in einen weiteren Raum, der zu einer Seite hin offen ist. An der offenen Seite steht eine lange Reihe von Holzpulten, draußen blöken die Schafe. Hierhin kamen einst die Indígenas, die zu Kolonialzeiten bitteren Frondienst leisten mussten, um pflichtgemäß ihre landwirtschaftlichen Erzeugnisse registrieren zu lassen.

Heute sollte es den meisten Ureinwohnern Ecuadors eigentlich besser gehen – zumindest nach offizieller Lesart. Denn eine neue Verfassung, für die im September 2008 fast zwei Drittel aller Ecuadorianer stimmten, räumt den Indígenas deutlich mehr Rechte ein. Vor allem die neue Definition des Staates als „plurinational“ ist ein riesiger Fortschritt für die Indígenas: Denn erstmals wird die unterschiedliche Abstammung der Einwohner des Vielvölkerstaates Ecuador offiziell anerkannt. Auch die Leitlinie des neuen Grundgesetzes knüpft an die traditionelle Weltsicht der Andenbewohner an: Das „gute harmonische Leben“ (auf Kitchwa Sumak Kawsay) sei das Ziel der neuen Verfassung, heißt es darin. Die Rechte der Natur, die die Ureinwohner ehrfürchtig Pacha Mama (Mutter Erde) nennen, sind darin verankert. Auch das Verbot von Kinderarbeit und sexueller Diskriminierung, die Festschreibung kostenloser Bildung, Gesundheitsversorgung und eine garantierte Mindestrente für alle sowie mehr Transparenz in der notorisch korrupten Verwaltung sind bahnbrechend.

Allerdings ist die neue Verfassung nur ein erster Schritt: Entsprechende Gesetze müssen jetzt dafür sorgen, dass es nicht bei den schönen Worten bleibt. Denn nach wie vor sind vor allem die Indígenas von Armut betroffen: Laut einer Studie der Weltbank leben fast 90 Prozent der Ureinwohner Ecuadors in Armut, in den abgelegenen ländlichen Gebieten sind es sogar noch mehr.

„Viele von uns haben kaum Selbstbewusstsein. Unseren Vorfahren wurde eingetrichtert, dass ihnen die weißen Kolonialherren überlegen sind, und nur diese ein Geschäft oder einen Gutshof leiten können“, wird mir später am Tag Pedro Vincente Janeta Morocho aus Riobamba erzählen.

Auf der Inka-Hacienda verdienen immerhin 18 Einheimische – größtenteils Indígenas – den Lebensunterhalt für ihre Familien. Sie arbeiten teilweise als Servicepersonal im Hotel und in der Verwaltung, aber auch in der Landwirtschaft – die meisten Produkte, die im Luxushotel auf den Teller kommen wie Kartoffeln, Mais und Salat, stammen aus eigener Produktion. Von den mehr als hundert Hektar, die in der Kolonialzeit zum Gutshof gehörten, sind etwas mehr als vierzig geblieben.

„Wer es sich leisten kann, hierhin als Gast zu kommen, will 1-A-Betreuung“, weiß Vizechef Byron, der eigentlich aus Loja im Süden Ecuadors stammt. „Die Gäste merken direkt, wenn ein Bediensteter unzufrieden ist.

Das geht zulasten des Service, und das können wir uns nicht leisten.“ Einige Familien, die sich keine eigene Unterkunft leisten können, leben mit ihren Kindern direkt in der Hacienda. Abgesehen vom fest angestellten Personal profitieren Taxifahrer von der weiten Anfahrt und freie Touristenführer, die bei Bedarf an die Gäste vermittelt werden. Diese rechnen direkt mit ihren Auftraggebern ab, natürlich schwarz. Dennoch werden sich die wenigsten Hotelmitarbeiter jemals selbst eine Nacht in der Luxusherberge leisten können: Von den 250 US-Dollar, die das Doppelzimmer pro Nacht kostet, könnte eine ganze Familie mehrere Wochen lang leben.

7. Selbsthilfe wirkt

Wer aus der mittleren Andengegend um den Berg Cotopaxi Richtung Küste möchte, passiert zuerst einen weiteren, beeindruckenden Vulkan – den Chimborazo – und kommt dann in die verschlafene Kolonialstadt Riobamba. Die meisten Touristen bleiben nur eine Nacht und brechen am nächsten Morgen in der Frühe mit dem Schienenbus zur berühmten „Teufelsnase“ auf.

Der Indígena Pedro Vincente Janeta Morocho hat mit den Touristen nichts am Hut.

Er hat selbst die Initiative ergriffen, um seine Situation zu verbessern, und den Fondo de Inversión y Solidaridad para el desarrollo campesino (FISDECA) gegründet. Der Anlage- und Solidaritätsfonds für ländliche Entwicklung funktioniert wie eine Art Bank. Er versorgt Bauern mit Kleinkrediten, mit deren Hilfe sie Schweine oder Hühner kaufen können, um eine Zucht zu starten, Ställe ausbessern oder auch die Ausbildung ihrer Kinder finanzieren können. „Wir haben uns alles selbst aufgebaut“, betont Pedro stolz immer wieder.

1.000 indigene Bewohner der Gegend um Riobamba haben schon eingezahlt, und dabei ein Vermögen von rund 10.000 US-Dollar gesammelt. „Unglaublich viel Geld für mich. Oft habe ich Angst vor der großen Verantwortung – es ist so bitter, dass manche Politiker oder Geschäftsleute so viel im Monat verdienen!“, sagt Pedro. „Ein großes Problem sind die Verständigungsschwierigkeiten“, erklärt er. Manche Indígenas in den abgelegenen Gebieten sprächen immer noch nur Kitchwa oder gebrochenes Spanisch. Oft bekämen sie deshalb gar keinen Kredit von der Bank. „Oder sie geraten in eine Schuldenfalle, wenn sie einen ungünstigen Vertrag unterzeichnet haben, ohne ihn zu verstehen“, so Pedro.

In diese Lücke stößt FISDECA, die gerade im Zentrum von Riobamba ein neues Büro eröffnet hat. Untergebracht ist es in einer völlig schmucklosen, aber sauberen Wohnung im zweiten Stock eines Hauses direkt am Bahnhof. Gleichzeitig ist das Büro die Familienwohnung von Pedros Schwester.

„Ihre Hautfarbe: Nur die war früher der Grund, weshalb viele von uns dachten, Sie sind bessere Menschen“, sagt Pedro zu mir. Wie so viele Ureinwohner, wirkt der ungefähr 1,60 Meter große Mann leicht unsicher, wenn er mit weißen Fremden spricht. FISDECA ist nicht das einzige Projekt des ehrgeizigen Indígenas. Mit dem Taxi fahren wir in steilen Kurven hinauf zu seiner Pamba (Heimatgemeinde) Cacha. Tagsüber breitet sich von hier oben bis zum Horizont das Bergpanorama aus, das Alexander von Humboldt „Straße der Vulkane“ genannt hat. Jetzt, nachts, lassen die gelb flackernden Straßenlaternen den geometrischen Grundriss der Kolonialstadt Riobamba erkennen. Doch hier oben ist es stockduster. In keinem einzigen Haus brennt Licht. Pedro erklärt den Grund: „Außer Ackerbau gibt es hier fast nichts! Alle sind ausgewandert: Nach Quito, Guayaquil, nach Spanien und in die USA.“

Vor fünfzehn Jahren lebten hier 15.000 Menschen in 23 Dörfern. Jetzt sind es noch knapp 5.000, manche Dörfer sind vollständig verlassen, und immer mehr ziehen weg. Ein illustrierter König, dessen Vorfahren angeblich schon die Inkas als Vasallen eingesetzt hatten, regiert hier, am Fuß des majestätischen Berges Chimborazo. Politische Macht hat er kaum. Aber immer noch ein hohes Ansehen, mit dessen Hilfe er versucht, seine letzten verbliebenen Untertanen im Reich zu halten.

Auf seine Initiative ging die Gründung der Federación Indígenas de Cabildos de Parroquia Cacha zurück, berichtet Pedro. Ein Hauptziel der Organisation, an der auch Pedro beteiligt ist: Den Ort für ecuadorianische und ausländische Touristen aufzupeppen. Ein Kulturzentrum ist der erste Schritt dorthin. Neun Uhr abends ist schon längst durch, trotzdem schließt ein Wärter auf. Schließlich verirren sich nicht viele Gringos mit Geld auf diesen Berg. In einem kreisrunden, in traditioneller Bauweise errichteten Gebäude stehen Vitrinen mit prachtvoller Keramik. Manche Stücke wurden bei Ausgrabungen gefunden, andere von Generation zu Generation weitervererbt, bis sie schließlich dem Museum geschenkt wurden.

An der Wand hängen farbenfrohe Ponchos. Auf einem Schild ist ein stolzer Indio vor der Kulisse des Chimborazo abgebildet, darunter der Spruch: „Wir sind nicht geboren, um Sklave zu sein“ – Wappen und der Wahlspruch der Vereinigung. Im Hintergrund läuft eine Mozartsymphonie in Panflötenversion.

Wichtig ist den Gründern, dass die Besucher hier nicht nur alte Kunstwerke bestaunen können, sondern auch selbst tätig werden: Jedes Jahr kommen Freiwillige, die einige Wochen unter einfachsten Bedingungen leben, bei Handwerksarbeiten oder Ausbesserungen der Dächer mithelfen, dabei traditionelle Handwerkstechniken lernen und das beste: Dafür auch noch bezahlen! Das Konzept scheint also aufzugehen. Vor allem Kanadier kommen

in diese teils surreal wirkende Gegend – vielleicht fühlen sie sich dank gemäßigter Temperaturen hier wohler als in anderen Gegenden Südamerikas.

Um das Projekt voranzutreiben, hat der König seinen Untertanen sogar eine Art Parlament gewährt. Die Mitglieder des gewählten Tribunals übernehmen dabei unterschiedliche Funktionen: Ein Vorsteher ist für die Instandhaltung der Anlage zuständig, ein anderer für Marketing oder für die Organisation von Führungen – ein Konzept, das in Ecuador Schule gemacht hat und nicht nur hier oben in den Anden funktioniert.

8. Kommunisten im Trockenwald

Wer die „Ruta del Sol“ an der Küste entlangfährt, spürt ihn überall: Den Staub, der sich in den Kleidern festsetzt. Man atmet ihn ein, er bedeckt die kärglichen Unterkünfte. Das war nicht immer so. Noch vor 80 Jahren erstreckte sich hier hunderte Kilometer weit halbfeuchter Urwald. Heute sind die Bäume abgeholzt, stattdessen dominiert eine trockene Karstlandschaft, unterbrochen von verfallenen Betonbauten und riesigen, ausgebleichenen Reklameschildern, die immer noch in riesigen Lettern mit „Si!“ für die neue Verfassung werben, die längst in Kraft getreten ist. Außer Shrimpsfarmen und Fischfabriken gibt es hier kaum Industrie. Seit einigen Jahren tut die Regierung deshalb alles, um die letzten Reste tropischen Regenwaldes zu erhalten, und so zumindest einige Touristen anzuziehen. Einige Überbleibsel der einst dichten Waldlandschaft wurden deshalb zum Nationalpark erklärt.

In einem dieser Waldstücke, dem Parque Machalilla, befand sich vor der Ankunft der Spanier eines der bedeutendsten Zentren der Manteña-Kultur. Diese stolzen Seefahrer segelten mit ihren Flößen aus Balsaholz bis zu den 1.000 Kilometer entfernten Galapagos-Inseln. Ihre Adligen nahmen auf kunstvollen, Figuren-geschmückten Thronen Platz, die Knochen ihrer Toten bestatteten die Manteños mit Ohrringen und Halsschmuck in Tonurnen unter ihren Häusern. Mutmaßlich mehr als 5.000 Menschen lebten im 15. Jahrhundert im Gebiet der heutigen Gemeinde Agua Blanca. Zum Vergleich: Berlin hatte damals rund 8.500 Einwohner.

Ein Artesanía-Shop, ein kleines Restaurant und ein Museum, neben dem ein nachgebautes Floß aus Balsaholz steht, bilden den Eingang des Parks. Der 28-jährige Führer Marco, der mit seiner Frau und seinen beiden Kindern hier im Tal der Manteños lebt, bläst zur Begrüßung auf einer Spondylus-Muschel mit einem Durchmesser von ungefähr einem Meter. Der Klang der Muschel, die den Manteños früher heilig war, hört sich an wie eine Tuba. Auf ordentlichen, mit Brettern eingefassten Wegen beginnen wir unseren Rundgang durch den archäologischen Park. Erhalten geblieben sind die

Fundamente der Häuser aus Stein, auf denen sich einst kunstvoll verzierte Holzkonstruktionen erhoben. Auf einem Hügel steht eine Gebäuderuine von gewaltigen Ausmaßen, die ursprünglich wahrscheinlich ein Tempel war. Am 21. Dezember – traditionell Winterbeginn in Ecuador – fällt die Sonne exakt durch die Gebäudeachse. Jetzt wachsen Kandelaber-Kakteen, hoch wie Mehrfamilienhäuser und hunderte Jahre alt, in den Gebäuderesten.

Die Zeit der Ausgrabungen, die schon mehr als 20 Jahre zurückliegt, ist den Bewohnern nachhaltig im Gedächtnis geblieben. „Es war eine tolle Zeit, aber sehr, sehr anstrengend“, berichtet Marco, der damals selbst noch ein Kind war, mit leuchtenden Augen, „Tagsüber arbeiteten alle Dorfbewohner in der glühenden Sonne, nachts wurden noch bis zwei Uhr die Funde gewaschen und sortiert.“ Während der Grabungen begannen die Einwohner sich erstmals für die Geschichte ihrer Vorfahren zu interessieren. Vorher hatten die Bauern Schmuck und alte Scherben, die sie bei der Feldarbeit fanden, auf dem Schwarzmarkt verramscht.

Die meisten der älteren Guides haben selbst noch an den Grabungen teilgenommen und ihr Wissen dann nach und nach an die neue Generation weitergegeben, zu der auch Marco gehört. Allerdings darf nicht jeder in Agua Blanca Touristenführer werden: Zuerst muss eine sechsmonatige Theorie- und Praxisschulung absolviert werden.

Neben der Archäologie ist die Natur zur zweiten touristischen Lebensgrundlage der Bewohner geworden. In der Ferne zwitschert ein Cacique-Vogel: Immer mehr dieser seltenen Vögel, die in den umliegenden, mittlerweile staubtrockenen Küstengebieten keine Nahrung mehr finden, suchen Zuflucht im Tal von Agua Blanca. Auch die Pflanzenvielfalt ist groß. Unter anderem wachsen hier die rote Agave, deren Holz sogar Termiten widersteht, und Heilpflanzen wie der Barbasco-Baum. Marco pult das grünlichgelbe Fruchtfleisch heraus: Natürliches Shampoo, das die Manteña-Frauen zum Waschen verwenden. Die an der Küste wuchernden Shrimpsfabriken brauchen es als Desinfektionsmittel. „Viele Pflanzen wurden jedoch aus anderen Teilen der Welt importiert und verdrängen mittlerweile die einheimische Fauna“, berichtet Marco, während wir durch eine Allee gehen und dabei Schweine mit dicken Bäuchen vor uns hertreiben.

Insgesamt scheint es den Einwohnern vergleichsweise gut zu gehen. Ein Junge fährt auf einem neuen Mountainbike vorbei, neben einer Hütte steht ein gepflegtes Motorrad. Überall laufen Ziegen und Hühner herum, der halb-trockene, schattige Urwald sorgt für angenehme Temperaturen. Aber auch hier hat sich das Klima verändert. Zu den Zeiten der Manteña-Kultur sei der Fluss, der durch das Tal fließt, bis zum acht Kilometer entfernten Meer schiffbar gewesen, erzählt Marco. Seine Vorfahren sind darauf bis zur Meermündung, und von dort an der ganzen Pazifikküste entlang gefahren.

Jetzt ist der Fluss nur noch ein Rinnsaal in einem heißen und staubigen Bett. Zur Regenzeit schwillt er sintflutartig an und reißt das trockene Gebüsch am Ufer mit sich.

Zum Abschluss des Rundgangs gelangen wir zu einer weiteren Gebäude-ruine von riesigen Ausmaßen: 15 mal 50 Meter misst das Haus. Ein aufwändiges Schutzdach aus Schilf und Holz verhindert, dass die Reste des antiken Gebäudes in der Regenzeit weggeschwemmt werden. Durch die Mittelachse des Gebäudes fällt am 21. Juni die Sonne, deren Symbol eingraviert im Boden gefunden wurde. Große Teile des Gebäudes sind allerdings noch nicht ausgegraben: Hier vermuten die Forscher weitere heilige Symbole wie Puma und Mond. Da auch Fragmente eines Thrones in dem Gebäude gefunden worden sind, liegt der Schluss nahe, dass es sich um die Residenz eines Adligen oder um ein wichtiges Versammlungsgebäude der Stadt gehandelt hat.

9. Der Präsident trägt Flip-Flops

Heute residieren die Adligen des Tals weniger prunkvoll. Jaimer Martínez, Presidente der Grupo Archeológico von Agua Blanca, sitzt den ganzen Tag mit seinem Vizepräsidenten in einer strohgedeckten Lehmhütte. Hier, am Eingang des Parks, wo Motorrad-Taxis stinkend und rumpelnd Touristen über die mit Löchern durchsetzte Straße herankarren, entrichtet jeder Besucher fünf Euro: Ein entscheidender Beitrag zum Lebensunterhalt der Bewohner.

Der Präsident ist Mitte zwanzig, trägt Flip Flops und eine Skaterhose, seine Zugehörigkeit zum Park zeigt er mit einem grünen T-Shirt, auf dem das Logo von Agua Blanca eingestickt ist: Grünes Tal, blauer Fluss, lachende Sonne und ein Manteña-Thron. Die Kommune von Agua Blanca, die sogar über eine eigene Hymne und eine Fahne verfügt, sei nach dem Vorbild der Manteña-Kultur sozialistisch aufgebaut, erklärt Jaimer. Die Bewohner des Tals wurden in drei Gruppen aufgeteilt, die sich je ein Drittel des Monats um die Verwaltung und alle Belange des Lebens kümmern. Alle zehn Tage wechselt die Gruppe. Jede Gruppe hat neun Führer gewählt, die jeweils für die unterschiedlichsten Aufgabenbereiche zuständig sind, die nicht nur die Parkverwaltung, sondern fast alle Bereiche des täglichen Lebens umfassen: Beispielsweise Landwirtschaft, Trinkwasser, Ausbildung, aber auch Kunsthandwerk und Gemeinschaftsfeste.

Die Einnahmen der Kommune stammen zum Teil von Eintrittsgeldern der Individualtouristen und von Reisegruppen, aber auch von einem Souvenir-Shop und einem Restaurant. Familien, die Hütten an Besucher vermieten, müssen fünfzig Prozent ihrer Einkünfte an die Gemeinschaftskasse abtreten.

Von diesem Geld werden zwanzig Prozent für Publicity und Weiterbildungen der Führer ausgegeben. Sogar Fernsehwerbung hat die Gemeinschaft schon auf dem populären Canal 1 geschaltet, es gab auch eine Internetseite, die jedoch aus Kostengründen eingestellt werden musste. Vierzig Prozent werden für den Unterhalt der kommunalen Einrichtungen und Gemeinschaftsfeste aufgebracht, die regelmäßig stattfinden. Die restlichen vierzig Prozent bekommen die beteiligten Familien – immer noch so viel, dass sie davon ihren Lebensunterhalt zu einem Drittel bestreiten können. Den Rest müssen sie anderweitig beschaffen – also vor allem durch Ackerbau, Viehzucht und Gelegenheitsjobs.

„Bisher kam vom Staat fast keine Unterstützung, unsere Familien haben alles selbst aufgebaut!“ sagt Jaimer stolz. Der neue Präsident Rafael Correa sei der Erste, der sich für Agua Blanca interessiere. Zum 12. Oktober – dem „Día de la Raza“ (Tag der Völker Ecuadors) habe die Gemeinschaft von der Regierung insgesamt 9.000 Dollar für die Renovierung des Dorfplatzes bekommen, der gleichzeitig das wichtigste Touristenzentrum des Parks ist. Außerdem solle damit der Bau eines neuen Gemeinschaftsrestaurants finanziert werden sowie neue Grabungen, die noch mehr Licht in das Dunkel der Geschichte von Agua Blanca bringen können – und dem Museum weitere, interessante Ausstellungsgegenstände beschere könnten.

Ein großes Problem bleibt: „Kaum einer unserer Führer spricht Englisch. Wenn Kreuzfahrtschiffe mit Touristen anlegen, die kein Spanisch verstehen, müssen wir viel Geld für Dolmetscher ausgeben“, klagt Jaimer, „Oder die Touristen bringen ihren eigenen Übersetzer mit. Und der erzählt dann, was er gerade will und nicht das, was uns wichtig ist“.

Englisch: Der Schlüssel zu mehr touristischem Erfolg. Das weiß auch die Federación Plurinacional del Turismo Comunitario del Ecuador (FEPT-CE), die im nahegelegenen Ort Puerto López ein Büro eingerichtet hat. Hier an der Hafepromenade, wo von den meisten der hellblau getünchten Säulchen nur die verrostete Eisenträgerstange übrig geblieben ist und Mototaxis hin- und hertuckern, sitzt Lijia González und spielt mit ihrem Handy. „Ich bin eine Manteñerin. Das ist unsere Kultur!“, sagt sie stolz. Ihre Fundación fördert lokale Tourismusprojekte wie das von Agua Blanca. Dabei arbeitet die vom Staat geförderte Organisation auch mit Tourismusämtern, Agenturen und Reiseveranstaltern zusammen. In Puerto Lopez ist die Organisation am richtigen Ort, denn Agua Blanca ist nur eine von vielen vergleichbaren Kommunen an der südlichen Küste von Ecuador. Jede hat ihre Stärke: „In Agua Blanca ist es die Archäologie, woanders Trekkingtouren in den Urwald oder Tauchexkursionen“, sagt Gonzalez.

Eine der Hauptaufgaben der Tourismusexpertin ist es, Englischkurse für die Guides von Agua Blanca und den anderen Kommunen zu organisieren:

Dabei wechselt sich die studierte Tourismusexpertin mit ihrer Kollegin vom benachbarten, staatlichen Tourismusbüro ab. Daneben hilft die Stiftung den Kommunen dabei, die passenden Führungskräfte und Guides auszuwählen. Denn in den kleinen, familiären Kommunen werden Jobs oft nicht nach Qualifikation vergeben, sondern eher aufgrund von Freundschaften und privaten Verpflichtungen. Die Organisation kann in diesem Zusammenhang als neutraler Vermittler bei der Vergabe von Jobs auftreten.

„Ganz klar: Wer in einer der Kommunen, die wir unterstützen, Urlaub macht, erwartet keinen Fünfsternestandard. Trotzdem wollen wir, dass die Qualität kontinuierlich verbessert wird, und dabei sowohl die Interessen der Kommune, als auch der Touristen berücksichtigt werden“, erklärt González. Die Zusammenarbeit mit FEPTCE bedeutet also für die Kommunen auch eine Art Gütesiegel. Und nicht zuletzt unterstützt die Organisation ihre Projektpartner mit Werbung, Marketing und in der Kommunikation mit den Reiseagenturen, die Besucher bringen.

10. Straße der Muscheln

Von Puerto Lopez ist es nicht weit nach Montañita, dem „pazifischen Goa“, in dessen zusammen gezimmerten Balsaholz-Absteigen Tag und Nacht Techno-Bässe wummern. Auf dem Weg nach Montañita machen nur wenige Backpacker Halt in Salango. Der kleine Ort am Meer mit seiner vorgelagerten Insel ist nur 30 Kilometer von der Partyhölle entfernt, aber Welten liegen dazwischen. In präkolumbischer Zeit war die Stadt neben Agua Blanca eine der bedeutendsten der Küste. Wo Archäologen den Spaten ansetzen, stoßen sie hier auf jahrhundertealte Mauerreste, Gräber und Keramik.

Heute ist Salango jedoch nicht viel mehr als ein Haufen halb verfallener Steinhäuser mit ausgebleichener Coca Cola-Reklame an den Wänden, einem Kiosk, verrotteten Fischerbooten und am anderen Ende der Bucht der größte Arbeitgeber des Dorfes: Eine Fischfabrik, die das Dorf Tag und Nacht mit ihrem Geruch belegt und ein Grund dafür ist, dass Touristen den weißen Sandstrand bislang eher meiden. Im Ortszentrum und gleichzeitig direkt am Strand steht das archäologische Zentrum und Museum, das bedeutendes wissenschaftliches Material birgt. Unter anderem beherbergt das Zentrum die größte Sammlung von Fischknochen an der amerikanischen Pazifikküste – ein Schatz für die Wissenschaft, lassen sich damit doch Handelsbeziehungen der Manteña-Kultur nachvollziehen. Ein Raum des wissenschaftlichen Zentrums ist für die Öffentlichkeit als Museum hergerichtet, die restlichen Gebäude sind jedoch dem Verfall preisgegeben.

Der Schweizer Investor Patrick Bredthauer von der Organisation ProPueblo hatte das archäologische Zentrum mit seinen touristischen Einrichtungen in den 1990er Jahren finanziert. Nach Streitigkeiten mit der Dorfgemeinschaft ging die Anlage schließlich Anfang des neuen Jahrtausends auf die Dorfgemeinschaft über, die sich in der Hoffnung auf schnellen Gewinn nach dem Vorbild von Agua Blanca organisierte. Doch die Besucher blieben aus.

Im Innenhof des Museums sitzt Dr. Richard Luniss auf einer Holzveranda, deren Farbe fast aufgefressen ist vom Salz das nahen Meeres, das der Wind herantreibt, und schüttelt resigniert den Kopf. Mit seinen hellblauen Augen, kurzer Hose, Sandalen und buntem Hemd sieht Luniss eher wie ein englischer Urlauber aus, wenn er von seiner Passion berichtet: Der Erforschung Salangos. „Viele Ecuadorianer werfen den Europäern und Amerikanern vor, wir würden die Stücke außer Landes schaffen, nur in unserer eigenen Sprache publizieren und somit die eigentlichen Bewohner des Landes ausschließen“, sagt er, „Deshalb habe ich mich entschlossen, hier vor Ort zu bleiben“. Seit mehr als zwanzig Jahren arbeitet der britische Forscher, der unter anderem in Cambridge studiert hat, in Salango, und gilt mittlerweile weltweit als Koryphäe für die alten Kulturen Ecuadors.

Doch für wissenschaftliche Forschungen bleibt in Salango kaum Geld. Seit Jahren wird hier nicht mehr ausgegraben. Die Jahrzehnte alten Fundkisten aus Pappe verfallen in den Archiven, und es wird fast nichts mehr publiziert – schon gar nicht in Spanisch. „In einem Land, in dem viele nicht mal Lesen und Schreiben können, ist es schwer zu erklären, welchen Sinn eine Wissenschaft wie die Archäologie hat. Forschung dieser Art ist eben Luxus. Aber andererseits liegen hier 5.000 Jahre Geschichte und Identität im Sand“, bringt Luniss das Problem auf den Punkt. Sein Anliegen: „Ecuador muss dazu übergehen, seine Vielfalt besser zu vermarkten – jedoch nicht nur seine biologische, sondern auch seine kulturelle!“

Ein Schritt in diese Richtung ist die Einrichtung der „Ruta del Spondylus“, benannt nach der heiligen Muschel der alten südamerikanischen Kulturen. Diese touristische Route soll archäologische Stätten von Peru bis Tolita im Norden Ecuadors miteinander verbinden und für den Tourismus zugänglich machen. Das Projekt soll damit auch einen Beitrag zur Völkerverständigung und speziell zur Versöhnung der einstigen Kriegsgegner Peru und Ecuador leisten. Als Experte hatte Luniss bei einer offiziellen Konferenz mit Vertretern des Kultusministeriums und der Tourismusbehörden von Ecuador eine Liste mit 40 der interessantesten und besonders schützenswerten Stätten vorgestellt, die Teil der Ruta sein sollen. Natürlich steht auch Salango auf dieser Liste.

Die Eröffnung der Tourismusroute wurde zwar schon offiziell bekannt gegeben, getan hat sich seitdem allerdings wenig. „Die Leute vertrauen kei-

ner Institution, weil sie einfach nicht wissen wie große, länderübergreifende Organisationen funktionieren. Die einzige Ausnahme ist die Steuerbehörde, die funktioniert fabelhaft“, bemängelt Luniss. Stattdessen koche jeder sein eigenes Süppchen: Der Bürgermeister einer Küstenstadt, der seine Gemeinde groß herausbringen will, eine lokale Reiseagentur oder eben eine Kommune wie Agua Blanca oder Salango. Luniss: „Es sind immer einzelne Persönlichkeiten, die ein Projekt voranbringen. Aber sie kommunizieren nicht miteinander“. Einzelne Sehenswürdigkeiten der Ruta seien mit großem Pomp eingeweiht worden, sogar Minister seien zu Besuch gekommen. „Und was tut sich dann? – nichts!“, beklagt der einsame Wissenschaftler.

Auch im Internet – das doch als Kommunikations- und Informationsplattform für Gäste, die tausende Kilometer weit hierher reisen, so wichtig ist – finden Touristen nicht mehr als ein paar Reiseberichte von Backpackern, die in der Gegend unterwegs waren. Eigene Homepage? Bislang Fehlanzeige. Das Internet und seine Möglichkeiten werden nicht ernst genommen: Und das gilt nicht nur für die Ruta del Spondyllus, sondern auch für andere, viel versprechende Tourismusprojekte.

11. Raubgräber und Quellengötter

Colorado, Montechristo: Weiter nördlich an der staubigen Sonnenstraße klingen die Namen der Dörfer wie in einem Western. Und wie eine Postkutsche durch die Prärie peitscht auch der Busfahrer sein Fahrzeug über die Ruta del Sol, die hier im Norden sogar vierspurig ausgebaut ist. Eine scharfe Betonkante in der Mitte hindert die Fahrzeuge daran, auf der anderen Seite zu überholen. An einer Kreuzung hebt der Beifahrer eine ältere Dame, die aussteigen möchte, kurzerhand samt Gepäck aus dem Bus auf die Straße, um keine Zeit zu verlieren. Zeitungsfetzen wehen aus der offenen Tür des Busses, aus der sich der Beifahrer hängt, kaum dass der Bus losgefahren ist, um laut schreiend neue Fahrgäste zu rekrutieren. Mit den 50 Cent pro Fahrgast bessert er sein kümmerliches Einkommen auf, ein Ticket bekommen die unterwegs aufgelesenen Mitfahrer dafür nicht.

In La Pila dröhnt Salsamusik aus den Boxen der Straßenbars. Fliegende Händler pfeifen nach den Reisebussen. Sie verkaufen chemisch bunte Limonade, dampfendes Wassereis und Mangostückchen, die nach Abgasen schmecken. Schwere Lastwagen donnern über die Hauptstraße, Geruch von verbranntem Müll liegt über den steppenartigen Hügeln der Umgebung. Ein riesiges Schwein läuft über die staubige Dorfstraße. In den Seitenstraßen türmen sich Müllberge, die Luft flimmert über den ausgedörrten Hügeln am Horizont. Alle zehn Minuten passiert ein Bus die verkehrsgünstig gelegene

Häuseransammlung, die für ecuadorianische Maßstäbe unglaublich gut zu erreichen ist. Sogar das Bett des Flüsschens Manta, über das eine neue Brücke führt, ist mit meterhohen Drahtkörben eingefasst, die mit Steinen gefüllt sind. Sie sollen verhindern, dass der Fluss in der Regenzeit die Straße unterspült, das angrenzende Elendsviertel überschwemmt und von dort den Müll ins Meer transportiert.

Bretterverschlänge säumen die Hauptstraße, vollgestopft mit Nachbildungen von Kunstwerken, die in den Museen von Manta, Quito und Guayaquil stehen. Die Bewohner des Kaffs haben sich auf die Herstellung von Repliken archäologischer Fundstücke eingestellt. Einst befand sich in La Pila ein kulturelles Zentrum der Manteña-Kultur. Besonders heilig war den Manteños eine blubbernde Heilwasserquelle, die sie mit einem 40 Meter tiefen Steinschacht einfassten (La Pila bedeutet Wasserbecken). Im Lauf der Zeit stürzte der Schacht teilweise ein. Die Stelle war heruntergekommen und verdreckt. Mehrere Male waren Kinder in den an der Oberfläche fünf Meter breiten Teich gefallen und ertrunken. Nachts zog die Wasserstelle wilde Tiere an.

Deshalb entschloss sich die Dorfgemeinschaft im Jahr 2005 zu handeln.

30 Leute aus La Pila schlossen sich zusammen, um den heiligen Brunnen ihrer Vorfahren instand zu setzen, für die Öffentlichkeit zugänglich zu machen und für den Tourismus zu erschließen. Aus Manta rückte die Feuerwehr an und pumpte den Brunnen leer. Tief unten im Schacht fanden die Arbeiter kunstvolle Tonfiguren und heiligen Schmuck aus Gold, der dort versenkt worden war, um die Götter zu besänftigen. „Anschließend wurde alles wieder im Brunnen versenkt!“, entschuldigt sich einer der beteiligten Dorfbewohner. Grund dafür ist ein uralter Glaube: Werden die heiligen Gegenstände entwendet, so versiegt das Wasser.

Damit das nie passiert, sicherten die Dorfbewohner den Brunnen mit einem Gitter, welches ebenso verhindert, dass Kinder in den Schacht fallen. Menschengroße Nachbildungen von indianischen Figuren sowie jener seltsamen, Y-förmigen Throne aus Stein, auf denen die adligen Manteños Platz nahmen, schmücken die Brunneneinfassung. Daneben bauten die Dorfbewohner ein blau gekacheltes Schwimmbad für Touristen – das Wasser wirkt angeblich Wunder gegen jede Art von Hautkrankheiten. Um die Quelle und das Schwimmbad herum legten sie einen Innenhof mit zwanzig kleinen Geschäften an.

Doch das Zentrum wirkt verwaist. Obwohl es Sonntag ist – auch in Ecuador Tag für Familienausflüge – ist das Tourismuszentrum leer bis auf eine ältere Dame aus Guayaquil, die mit ihrem Enkelkind im Schwimmbad planscht, und einige angetrunkene Jugendliche aus dem Ort. Die Touristeninformation ist geschlossen, in fast allen Geschäften sind die grauen Rol-

los heruntergelassen. Nur eine kleine Bar hat geöffnet. Unter einem weißen Plastiksegel stehen vier rote Stühle.

Auf einem davon sitzt Alberto Gonzalo López Muentes, Vorsitzender der örtlichen Trinkwasservereinigung. „Viel zu wenige Touristen kommen hierher. Wir sind enttäuscht“, berichtet er resigniert, und schüttelt die goldene Armbanduhr an seinem dunkelbraun gebrannten Arm zurecht. Hohe Erwartungen hatte die Dorfgemeinschaft an das Projekt. Doch nach Monaten ohne entscheidende Besserung sind die meisten Kunsthändler, die um den Teich herum ihre Werkstätten und Läden eingerichtet hatten, wieder ausgezogen, weil sie ihre Miete nicht mehr bezahlen konnten. „Was uns fehlt, ist Publicity“, sagt der Funktionär, „Wir selbst haben kein Geld dafür, und vom Staat bekommen wir keine Unterstützung. Kaum ein Reiseführer erwähnt La Pila.“

Dennoch gehe es dem Dorf weitaus besser als den meisten anderen in der Umgebung, lenkt Alberto Gonzalo López Muentes ein. Der Grund dafür sind vor allem die Kunsthandwerkstätten, von denen es alleine zehn in dem kleinen Ort gibt, die sich auf verschiedene Arten mehr oder weniger künstlerischer Produkte spezialisiert haben.

Wilton Veliz Lopez stellt kleine Pferdchen, Heiligenfiguren nach Vorbildern aus Kolonialkirchen und Stuckreliefs her, mit denen die Geschäftsleute aus Guayaquil ihre Villen schmücken. Manche Stücke wirken für europäische Augen unglaublich kitschig. Doch das Geschäft scheint gut zu laufen – immerhin verdienen Wilton und seine sechs Brüder zusammen 700 US-Dollar pro Monat mit ihrer Werkstatt.

„Ich liebe meine Arbeit!“, sagt Wilton. Er ist 28, sieht aber aus wie Ende 30, seine Hände sind mit Ton verklebt, auf seinem verwaschenen T-Shirt grinst einer der unzähligen Ex-Präsidentschaftskandidaten, der es nicht an die Spitze geschafft hat.

Noch sein Vater, von dem die Brüder die Werkstatt übernommen haben, karrte das Material für die Gefäße und Figuren aus den umliegenden Bergen heran. Jetzt ist es viel billiger, im mehrere hundert Kilometer entfernten Cuenca einzukaufen. Aus Ton zum Preis von zehn Dollar können je nach Größe rund vier Gefäße gefertigt werden, die wiederum für jeweils fünf bis zehn Dollar verkauft werden. „Ich habe hier Arbeit für zwei Jahre herumliegen!“, sagt Wilton.

Um ein Gefäß oder eine Figur herzustellen, füllt er den flüssigen Ton in die vorgefertigten Formen, in denen er sich absetzt. Anschließend klemmt der Töpfer die vier schweren Stücke mit schwarzen Plastikbändern zusammen. Nach einer halben Stunde kann er die noch weiche Figur herausnehmen. „Abends habe ich oft Rückenschmerzen“, sagt Wilton: Die Form wiegt bis zu 50 Kilogramm. Einen Tag lang müssen die Stücke dann in der Sonne

trocknen, danach werden sie noch gebrannt. Die Händler, die ihre Geschäfte an der Hauptstraße haben, kaufen Wilton schließlich die besten Stücke ab und übernehmen die Bemalung.

Eine der Händlerinnen ist Maria Pachoy Udade. Seit ihrer Hochzeit vor fast 40 Jahren arbeitet die heute 55-Jährige im Souvenir-Business. Sie hat allerdings nur wenige der kitschigen Figuren von Wilton im Angebot, und setzt lieber auf originalgetreue Nachbildungen archäologischer Funde, von denen sie die Meisten selbst herstellt.

Unterstützung bekommt sie nach wie vor von ihren sechs Kindern, die ebenso wie ihre Enkelkinder das Töpfern und Bemalen gelernt haben. Direkt neben der Werkstatt haben sie ein bescheidenes Haus aus Stein gebaut, dessen Putz von den Abgasen der vorbeifahrenden Busse schwarz gefärbt ist. Glassplitter auf den Umfassungsmauern sollen Diebe abhalten. Ihre jüngste Tochter wohnt als einzige noch in La Pila, alle anderen Kinder haben geheiratet und sind weg gezogen. „Für uns beide reicht es knapp zum Leben“, sagt die 55-Jährige, streicht sich die braunen Locken aus der Stirn und wischt weiter mit dem Pinsel den Staub von den Figuren, die fantasievolle Masken, Medizinmänner in schwer zu deutenden rituellen Posen und Paare beim Liebesakt zeigen. „Kleidung, Essen, Haushalt: Das können wir bezahlen. Aber wir müssen sieben Tage pro Woche arbeiten, in Urlaub fahren können wir nie. Jeden Tag, von morgens bis abends, und das auch sonntags, denn dann kommen die meisten Besucher.“, sagt Maria, „Früher konnten wir uns mehr leisten.“ Früher waren die Gesetze nicht so streng wie heute: Da konnten Maria und ihre Kollegen manchmal ein gutes Geschäft mit den Grabbeigaben machen, die sie aus den Gräbern der umliegenden Hügel ausbuddelten. Heute durchpflügen Gruben die Hügel um La Pila, wo früher Jahrhunderte alte Bestattungen ruhten.

Stolz zeigt Maria zwei riesige Tongefäße, die den Manteños als Urnen gedient hatten. Um die Gefäße besser verkaufen zu können, wurden sie sauber gewaschen, die Knochen wanderten auf den Müll – eine wissenschaftliche Katastrophe, denn für die Forschung sind Funde, die aus ihrem ursprünglichen Zusammenhang gerissen wurden, wertlos. Maria und ihre Familie konnten davon jedoch den Besuch bei ihren Verwandten in den Bergen bezahlen – die kann sie jetzt nur noch selten sehen, weil sie kein Geld für die achtstündige Busreise übrig hat.

Die neue Verfassung räumt nicht nur den Indígenas mehr Rechte ein, sondern soll auch die Kulturgüter Ecuadors besser schützen. Bessere Kontrollen an den Flughäfen haben schon erste Wirkung gezeigt: Kaum ein ausländischer Tourist traut sich noch, echte Fundstücke aus Raubgrabungen zu kaufen. Bei Maria verstauben die Jahrhunderte alten Figürchen und Rollstempel deshalb im Regal. Sie muss sich nun mit dem Verkauf der Nachbil-

dungen über Wasser halten. Immerhin bleiben die letzten, noch nicht ausgegrabten Gräber der Manteños auf diese Weise vielleicht erhalten.

12. Epilog: Archäologie und Identität

In meinem Bericht ging es hauptsächlich um den ganz praktischen Nutzen von Archäologie für die wirtschaftliche Entwicklung. Doch für ein Land wie Ecuador bedeutet Archäologie viel mehr als das: nämlich kulturelle Identität, die wiederum sehr viel mit der wirtschaftlichen Entwicklung zu tun hat. Denn Entwicklungshilfe ist nur dort erfolgreich, wo sie nicht „aufgepflanzt“ wird, sondern Wille zur Entwicklung vorhanden ist. Nicht umsonst spricht man heutzutage eher von Entwicklungszusammenarbeit als von Entwicklungshilfe.

Kulturelle Identität schafft Selbstbewusstsein, welches wiederum die Grundvoraussetzung dafür ist, sein Schicksal selbst in die Hand zu nehmen. Gerade hier kann Archäologie viel bewegen, denn Ecuador ist auch nach 150 Jahren politischer Selbstständigkeit noch immer ein Land auf der Suche nach sich selbst.

Hauptgrund dafür ist die Eroberung durch fremde Herrscher – erst die Inka, dann die Spanier. Auch nach der Unabhängigkeit vom spanischen Kolonialreich besteht die Oberschicht nach wie vor aus Nachfahren der Eroberer und aus Mischlingen: Ein Grund, weshalb die ecuadorianische Regierung traditionell wenig Interesse daran hatte, die kulturellen Errungenschaften der vorkolumbischen Völker hervorzuheben. Zu groß war die – durchaus berechtigte – Angst der Mestizen, die indigenen Einwohner könnten mehr politische Selbstbestimmung einfordern. Das „Kleinmachen“ der alten Kulturen sollte auch erreichen, die europäisch geprägte Zivilisation in einem vergleichsweise besseren Licht erscheinen zu lassen.

„Bewusst wurde Jahrhunderte lang verhindert, dass die Menschen erfahren, dass es großen Teilen der Bevölkerung vor der Ankunft der Spanier besser ging“, meint dazu Dr. Richard Luniss. Zwar war früher nicht „alles besser“. Doch die Archäologen haben herausgefunden, dass gerade die Küstenbewohner Ecuadors vor der Ankunft der Spanier in weitaus größerem Wohlstand lebten als heute: Die Manteños trieben Fernhandel, Bewässerungssysteme machten die Gegend fruchtbar und grün, wo sich heute weit hin verdorrte Steppenlandschaft erstreckt. Mit den Spaniern kamen neue, hierarchische Gesellschaftsformen, die die alten Gemeinschaften zerstörten. Heute kann sich glücklich schätzen, wer am Tag zehn US-Dollar verdient. Jahrhunderte der Geringschätzung für die alten Kulturen haben bleibende Spuren hinterlassen, doch die neue Verfassung könnte ein Schritt auf dem Weg zu einer Änderung sein.

Besonders deutlich wurden mir die kulturellen Identitätsprobleme Ecuadors bei einem Interview mit Professor Patricio Moncayo von der Universidad Católica in Quito. Seit 20 Jahren ist er Direktor des Archäologischen Museums und Leiter von vier Fakultäten, darunter auch der Fakultät für Tourismus. Beim Kennenlernen am Tag zuvor hatte er mir verkniffen etwas von „malas palabras en español“ zugenuschelt („schlechte spanische Wörter“). Ich hatte dies auf mein – durchaus verbesserungswürdiges – Spanisch bezogen, und war mit gemischten Gefühlen in das Interview gegangen: Wird er sich Mühe geben mir zuzuhören, wenn er schon vorher meine Aussprache bemängelt? Im Lauf des mehr als einstündigen Gesprächs klärte sich dann jedoch, was er mir eigentlich sagen wollte: Moncayo hatte meinen spanischen Akzent erkannt (ich habe eine Zeit lang in Sevilla studiert) und wollte sagen: Spanisch ist schlecht, denn es ist die Sprache der Eroberer. Und trotzdem ist es auch seine Muttersprache und die Sprache seiner Vorfahren: Ein innerer Konflikt, unter dem viele gebildete Ecuadorianer – ebenso wie Südamerikaner anderer Nationen – leiden.

Wenn es um die nationale Identität geht, verstecken sich viele Ecuadorianer erst einmal hinter überbordendem Patriotismus. So auch der Professor: Die Hälfte unseres Gespräches ging nur darum, wie „lindo“ (etwa: schön, süß) Ecuador doch sei. Man stelle sich zum Vergleich vor: Der Dekan der Berliner Humboldt-Universität schwärmt einem ausländischen Journalisten erstmal eine halbe Stunde vor, wie märchenhaft romantisch der Schwarzwald doch sei, und wie unglaublich beeindruckend der Kölner Dom. So etwa verlief unser Gespräch zu einem großen Teil, bis es zur eigentlichen Kernaussage des Themas kam. „Archäologie ist ein Weg zu zeigen, dass Ecuador nicht immer so war, wie es heute ist“, meinte der Professor dann, und weiter: „unsere Ausgrabungsstätten und Museen zeigen das, was wir sind und wie wir es geworden sind!“

13. Dankeschön

Dankbar bin ich allen Menschen, die sich während meiner Reise auch sehr kurzfristig Zeit für mein Anliegen genommen haben. Ein besonderer Dank geht an: Pedro Vincencte Janeta Morocho von FISDECA und seiner Familie für die Gastfreundschaft. Siegmund Thies von der Fundación Pachamama, der mir viele gute Ideen gegeben hat, die über das Thema dieses Berichtes hinausgehen.

Professor Patricio Moncayo für seine Zeit am frühen Morgen. Marius Walter, CIM-Experte in Quito für seine wertvollen Tipps per E-Mail. Dr.

Henning Bischof, ehemaliger Leiter der völkerkundlichen Sammlung im Reiss-Engelhorn-Museum Mannheim, für seine Reiseempfehlungen.

Und natürlich an die Heinz-Kühn-Stiftung und Ute Maria Kilian, die mir diese einmalige Erfahrung ermöglicht haben!